

2 Auftakt: Vorkritische Schriften zu physiologischen, ästhetischen, nationalen und kulturellen Differenzen und Geschlecht

Es ist in Bezug auf die Werke Kants naheliegend, die Lektüre ausgewählter Schriften in eine chronologische Ordnung zu bringen – gerade, wenn nicht nur ein ahistorisch verstandenes Thema aufgearbeitet, sondern zugleich eine Kontextualisierung dieser Texte vorgenommen werden soll. Zudem wird in der Forschungsliteratur eine Unterscheidung der kantischen Schriften in eine vorkritische und eine kritische Periode vorgenommen: Schriften, die Kant vor der Publikation der *Kritik der reinen Vernunft* 1781 verfasste, gelten als vorkritisch. Einer solchen chronologischen Ordnung folge ich mehr oder weniger in dieser vorliegenden Arbeit. Vor allem das zweite und die letzten beiden Kapitel spannen einen solchen Bogen auf, da ich im zweiten Kapitel auf die vorkritischen Schriften eingehe und die intensive Auseinandersetzung mit der *Kritik der Urteilskraft* von 1790 in den letzten beiden Kapiteln den Abschluss bildet. Dennoch gestaltet sich die chronologische Zuordnung aus verschiedenen Gründen bei bestimmten Texten schwieriger, wie ich in Bezug auf die *Physische Geographie* sogleich verdeutlichen werde.

In diesem Kapitel geht es um eine Schrift und eine Vorlesung, die Kant in den 1750er und 1760er Jahren verfasst respektive gehalten hat. Der Blick auf ausgewählte Texte aus diesen Jahren wird jedoch eher kurz ausfallen: Da ich in meiner Studie nach der Verbindung von Othering und Selbstaffirmation mit Kritik frage, ist es signifikant, dass Kant zu diesem Zeitpunkt noch keine kritische Philosophie erarbeitet hat. Dennoch führe ich im Folgenden kurz in die *Physische Geographie* und die *Beobachtungen zum Schönen und Erhabenen* ein, denn in diesen Texten finden sich einige der prägnantesten Aussagen Kants zu Unterschieden zwischen den Menschen entlang von Ländern, Nationen und Klima sowie zu Geschlechterdifferenzen, die in der Sekundärliteratur immer wieder aufgegriffen werden. So kann die *Physische Geographie* als Vorreiter der Aufsätze zu den ›Menschenrassen‹ gelten, während in den *Beobachtungen* die ausführlichsten Bemerkungen zu finden sind, die sich bei Kant zum Geschlecht und zum Geschlechterverhältnis finden lassen.

Mendieta (2011: 346f.) argumentiert, dass sich die Unterscheidung zwischen einer vorkritischen und einer kritischen Schaffensphase nicht rechtfertigen lasse, fokussiere man auf Kants Aussagen zur sexuellen Differenz, zu Geschlecht und ›Rasse‹. Zu deutlich gebe es in dieser Hinsicht Kontinuitäten zu verzeichnen. Mit der folgenden Darstellung und in Verbindung mit dem nächsten Kapitel vertrete ich eine andere These: So lassen sich zwar inhaltlich viele Kontinuitäten ausmachen und viele Topoi finden sich in den späteren Schriften wieder, doch ändern sich von der *Physischen Geographie* hin zum Text *Von den verschiedenen Rassen der Menschen* (1775/1777) sowie den weiteren Schriften zu den ›Menschenrassen‹ die damit verbundenen theoretischen Annahmen und Vorgehensweisen. Aus der folgenden Darstellung in Verbindung mit den sich anschliessenden Kapiteln werden deshalb durchaus Kontinuitäten erkennbar. Darüber hinaus dient diese Darstellung jedoch auch als Abgrenzungsfolie, die verdeutlichen soll, wie sich mit der Erarbeitung der kritischen Philosophie das Nachdenken über aussereuropäische Menschen und Geschlecht verändert hat. Dieser Umbruch kann über Kant hinaus als ein Wandel begriffen werden, der für die Herausbildung der europäischen Moderne zentral war, wie ich am Ende dieses Kapitels mit Foucault (1971) kurz darlegen werde. Die Unterscheidung zwischen den vorkritischen und kritischen Schriften in Kants Werk korreliert, so meine These, mit dem Wandel von der klassischen zur modernen Episteme.

2.1 Die Kartografierung der menschlichen Diversität: Die *Physische Geographie*

Kant hat sich bereits in seinen frühen Jahren als Universitätslehrer für die europäische Reiseliteratur interessiert und eine Vorlesung unter dem Titel *Physische Geographie* angeboten. Als Vorlage für diese Vorlesung gab es kein Werk, das zu diesem Zweck genügend gewesen wäre. Kant stellte aus diesem Grund ein eigenes Textbuch zusammen, wobei diese Arbeit erst durch eine Sondergenehmigung möglich wurde. Die darauf basierende Vorlesung hielt er über einen Zeitraum von 40 Jahren. Zudem hat Kant diese Vorlesung nie selbst als Buch publiziert – im Gegensatz zur Vorlesung *Anthropologie*, die er 1798 in eine Buchform brachte. Jedoch sind in den Jahren 1801 und 1805 Mitschriften von Studierenden veröffentlicht worden. Es besteht jedoch das Problem, dass sich anhand dieser Texte die Aussagen Kants zeitlich nicht genau verorten lassen (vgl. Stark 2011: 82) – was gerade angesichts der Tatsache, dass dieser ungewisse Zeitraum 40 Jahre umfasst, problematisch ist. Seit 2009 steht eine Ausgabe der Akademie der Wissenschaften zur Verfügung, die eine verlässlichere Grundlage bildet, da sie auf Mitschriften von verschiedenen Studierenden beruht und Kant selbst in diesem Manuskript Anmer-

kungen gemacht hat (vgl. ebd.: 69f.).¹ Die folgende Darstellung basiert daher auf dieser Ausgabe. Auch wenn damit eine zeitlich besser verortbare textliche Grundlage gegeben ist, wird dennoch deutlich, dass sich mit den beiden Vorlesungen der *Physischen Geographie* und der *Anthropologie*, die Kant ab 1772 ebenfalls über Jahrzehnte hinweg hielt und als Gegenstück zur *Physischen Geographie* verstand, eine komplexere Anordnung ergibt, die mit einer linearen chronologischen Einteilung nicht eingeholt werden kann. Deutlich wird dies nicht zuletzt anhand der Studie Foucaults (2010) zur *Anthropologie*. Er diskutiert diese Vorlesung in Bezug auf das kritische Unternehmen und schlägt vor, den Text sowohl als präkritischen, kritischen wie auch postkritischen zu verstehen. In seiner detaillierten Analyse zeigt er die unterschiedlichen Entstehungskontexte verschiedener Textfragmente auf, die unterschiedlichen Schaffensphasen zuzuordnen sind.

Eine ähnliche Arbeit gestaltet sich für die *Physische Geographie* aufgrund der textlichen Grundlage schwieriger. Der Text, wie er sich in der Ausgabe von 2008 präsentiert, kann in erster Linie als knappe Zusammenstellung von zeitgenössischen Reiseberichten und Studien gelesen werden, die Kant rezipiert hat. Dadurch kann der Text als mehr oder weniger fragmentarische Zusammenstellung anderer Texte verstanden werden. Entgegen dieser Interpretation betont Louden (2011: 139ff.) jedoch, dass durchaus auf verschiedenen Ebenen eine Eigenleistung Kants zu verzeichnen sei. So bringt Kant die ihm zur Verfügung stehenden Informationen in eine eigene, neuartige Struktur. Zudem wird aus den Ankündigungen zur Vorlesung deutlich, dass der Kurs dazu gedacht war, unterhaltsam und populär zu sein. So soll er mehr dem Vergnügen dienen als trocken und strikt akademisch abgehalten werden – was durchaus nicht im Gegensatz zum Ideal der Aufklärung steht, sondern vielmehr dessen Popularität befördert. Auch darin sieht Louden eine spezifische Aneignungsleistung Kants. Auch soll die Vorlesung nützlich und pragmatisch sein und so die Studierenden auf die Ausübung der praktischen Vernunft vorbereiten. Kant sah den Nutzen dieses Wissens nicht nur für die Schule, sondern auch für das Leben, da ein Wissen über die Welt vermittelt werde. In diesem Sinne soll die Vorlesung eine Orientierung in der Welt geben (ebd.: 142).² Damit zeigt Louden Aspekte auf, die zum einen konkret den Inhalt und dessen Strukturierung betreffen, andererseits aber eine Metaebene ansprechen: Das Wissen wird nicht nur um des Wissens willen vermittelt, sondern die Vermittlung unterliegt einem übergeordneten Zweck. Dadurch stehen die Inhalte in Verbindung mit einer Reflexion über die Orte und die Zeit, in der diese Vorlesung gehalten wird.³

-
- 1 Kant überreichte eine Kopie dieser Mitschrift dem Grafen Karl Ludwig von Holstein (Stark 2011: 72), deshalb wird die Grundlage des Textes als »Manuskript Holstein« bezeichnet.
 - 2 Diese Darlegung stützt sich auf Kursankündigungen aus den Jahren 1757, 1758, 1759, 1765–66 und 1775.
 - 3 Während Louden diese Charakterisierung lediglich auf die *Physische Geographie* bezieht, sehe ich dieses Verständnis von Philosophie bei Kant insgesamt in seiner kritischen Philosophie

Vor diesem Hintergrund der kantischen Aneignung der zeitgenössischen Reiseliteratur soll ein Blick in den Vorlesungstext geworfen werden. Mit welchen konkreten Inhalten stattete Kant seine Studierenden aus? Was mussten diese nach Kant wissen – und vor allem, was mussten sie von anderen Menschen wissen –, um sich in der Welt orientieren zu können? Die Vorlesung ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil behandelte die Gestalt der Erde, das Meer und das feste Land, Erdbeben und Vulkane, Quellen, Brunnen, Flüsse etc. Im zweiten Teil kommt das Tierreich in den Blick und im ersten Abschnitt darin auch die Menschen. Der dritte Teil handelt alle Kontinente ab, beginnend mit Asien, Afrika und Europa und endend mit Amerika. In diesem Teil finden sich zahlreiche Anmerkungen zu den jeweiligen Bewohner_innen der Länder. Die Menschen werden also in dieser Vorlesung in zwei verschiedenen Abschnitten diskutiert, im zweiten wie auch im dritten Teil, womit sich die Frage stellt, wie sich diese beiden Abschnitte zueinander verhalten. Bei Loudon (2011) wird diese Frage nicht explizit gestellt, dennoch legt er eine Unterscheidung nahe, indem er die beiden Abschnitte in Beziehung zu jeweils anderen kantischen Texten setzt. So diskutiert er den dritten Teil der *Physischen Geographie* in Bezug auf die *Anthropologie*-Vorlesung und stellt fest, dass sich keine klare Trennung zwischen den beiden finden lassen; vielmehr finden sich Bemerkungen aus der *Physischen Geographie* in der *Anthropologie* wieder. Die Bemerkungen zu den Menschen im zweiten Teil der *Physischen Geographie* diskutiert Loudon hingegen in Bezug auf die Theorien zu den ›Menschenrassen‹ – obwohl Kant selbst den Begriff ›Rasse‹ in diesem Text nicht verwendet. Allerdings ist der erste kantische Text von 1775 (*Von den verschiedenen Rassen der Menschen*), der diesen Begriff einführt, eine Ankündigung der Vorlesung der *Physischen Geographie*. Diese unterschiedlichen Bezugspunkte, die Loudon durchaus berechtigterweise wählt, implizieren, dass die Menschen in den beiden Teilen der *Physischen Geographie* aus einer unterschiedlichen Perspektive betrachtet werden. Versucht man jedoch, diesen Unterschied zu benennen, gelingt dies nicht: Eine trennscharfe Unterscheidung zwischen diesen beiden Abhandlungen über Menschen lässt sich nicht ausmachen.

Im zweiten Teil der *Physischen Geographie* vertritt Kant die These, dass Menschen, die in einer Eiszone leben, eine ähnliche ›Bildung‹ aufweisen würden wie Menschen, die in grosser Hitze leben. Mit der ›Bildung‹ meint Kant die Hautfarbe, Körperbehaarung, Körperlänge und Gesichtsform. Diese These weiter erörternd skizziert Kant einen imaginären Streifen um die ganze Erde, der auf der Höhe von Deutschland liegt. In diesem Streifen, genauer im nördlichen Abschnitt davon, würden sich die schönsten Menschen finden, wobei Kant die Schönheit mit »blonde[n] und wohlgebildet[en], blaue[n] Augen« (*Physische Geographie*: 116⁴) as-

gegeben, die der Aufklärung dienen soll. Deutlich wird dies insbesondere in der Diskussion um den Abschluss der kritischen Philosophie (vgl. Kapitel 5 und 6).

4 Die Seitenzahl bezieht sich auf die Paginierung des Manuskripts.

soziiert. Kant verlässt so bereits zu Beginn des zweiten Teils den Fokus auf das rein Physische und vermischt seine Beschreibung mit einem ästhetischen Urteil. Gegen Süden sieht Kant dann eine Zunahme der braunen Farbe, eine kleinere Statur, die dann »in die mohrische Gestalt aus artet« (ebd.), nur in Afrika finden sich »Neger«⁵, die durch die schwarze Hautfarbe, das dichte Haar, ein breites Gesicht, eine platte Nase und aufgeworfene Lippen sowie grobe Knochen charakterisiert werden (ebd.: 116f.). In diesen Passagen wird deutlich, dass Kant von einer Korrelation zwischen den klimatischen Bedingungen und dem Aussehen der Menschen ausgeht. Er nimmt jedoch keine klare Einteilung in klimatische Zonen vor, die eine deutliche Trennung in unterschiedliche Menschengruppen nach sich ziehen würde, wie er dies in späteren Schriften tut. Vielmehr wird der Streifen in der Mitte zum Ausgangspunkt, in dessen Abgrenzung sich graduelle Abweichungen feststellen lassen.

Im zweiten Absatz präsentiert Kant einige Kuriosa zur schwarzen Farbe der Haut: Kinder werden weiss geboren – ausser die Zeugungsglieder und ein Ring um den Nabel – und erst in den ersten Monaten schwarz. Bei Verbrennungen wird die betroffene Stelle weiss. Europäer_ werden auch dann nicht schwarz, wenn sie sich über Generationen hinweg in der »zona torrida« aufhalten, vielmehr behalten sie ihre europäische Gestalt (ebd.). Das gleiche gilt auch für »Neger« in Virginien, wenn sie sich denn nicht mit weissen Menschen vermischen. So hätten sich auch die Portugies_en am Capo Verde nicht in »Neger« verwandelt, vielmehr handele es sich dabei um »Mulatten« – ein Begriff, den Kant sogleich auch erläutert: Es handelt sich dabei um Kinder, deren Eltern zu einem Teil weiss und zum anderen schwarz sind (ebd.: 119). Diese Zusammenstellung unterschiedlichster Merkwürdigkeiten, die Kant nicht weiter kommentiert, enden mit einer vehementen Aussage: »[D]ie Mohren, imgleichen alle Einwohner der heissen zone haben eine dicke Haut, wie man sie dann auch nicht mit Ruthen sondern gespaltenen Röhren peitschet, wenn man sie züchtigt, damit das Blut einen Ausgang findet, und nicht mehr unter der dicken Haut eitere« (ebd.: 119f.). In dieser äusserst gewaltvollen Aussage am Ende des Abschnitts wird die Perspektive eines Sklavenhalters deutlich. Dennoch wird dieses Wissen nicht auf einen solchen Blick hin reflektiert, vielmehr wird durch das gewählte grammatikalische Subjekt (»man«) dieses Wis-

5 Diesen Ausdruck, der als Bezeichnung von Menschen mit einer schwarzen Hautfarbe höchst gewaltvoll ist und auf den Kontext der Versklavung und der Sklaverei verweist, verwende ich lediglich als Zitat, jedoch ohne den konkreten Nachweis. In den Schriften Kants habe ich soweit keinen Hinweis gefunden, dass sich Kant mit der Geschichte oder dem Kontext dieses Begriffs auseinandergesetzt hat. Mbembe (2014: 12f.) schreibt: »[D]er Neger [ist] der (oder auch das), den (oder das) man sieht, wenn man nichts sieht, wenn man nichts versteht und vor allem, wenn man nichts verstehen will.« In diesem Sinne markiert der Begriff die Überheblichkeit und Ignoranz eines kolonialen Blicks.

sens verallgemeinert, also von einem spezifischen Standpunkt losgelöst, und so neutralisiert.

Im folgenden Abschnitt finden sich Ansätze dafür, wie diese Unterschiede in der Hautfarbe erklärt werden könnten. Kant weist die Idee zurück, dass die schwarze Hautfarbe im biblischen Sinne als eine Bestrafung verstanden werden sollte. Ebenfalls weist er zurück, dass sich die schwarze Hautfarbe durch unterschiedliche Säfte im Gewebe der Haut erklären lässt. Vielmehr sieht er das heiße Klima als Ursache. Durch sie würden die Gefäße vertrocknen und sich das Haar krausen (ebd.: 120f.). Diese Feststellung steht jedoch nicht im Gegensatz zu den obigen Beobachtungen, dass weisse oder schwarze Menschen sich auch über Generationen hinweg nicht an ein Klima anpassen würden. Denn Kant vermutet den Einfluss des Klimas in der Vergangenheit als einen langandauernden Prozess, durch den der äussere Einfluss nun »eingartet« (ebd.: 121), also in die Erbkraft aufgenommen worden sei. Wie aber genau ein äusserer Einfluss zur Erbkraft dazukommen kann, kann sich Kant nicht erklären. Dennoch insistiert er, dass die Evidenz davon gegeben sei. Zur Plausibilisierung parallelisiert Kant dies mit Beschreibungen von Tieren: So würden alle Hunde, die nach Afrika gelangen, stumm und kahl und danach auch solche Jungen zeugen (ebd.).

In den Reiseberichten nimmt Kant eine Unterscheidung zwischen Fiktion und Realität vor: So erklärt er, »die vorgegebene geschwänzte Menschen in Borneo« (ebd.: 123) sind in Wirklichkeit Affen; auch gibt es keine Riesen in Patagonien oder Menschen in Senegal, die sich den Mund immer mit einem Tuch bedecken und handeln, ohne zu reden. Zu diesen Fiktionen zählt Kant ebenso »einäugigte, höckerigt, einfüssige Menschen, Leute ohne Maul, Zwerge« (ebd.). Demgegenüber scheint er jedoch folgende Beobachtung als wahr zu erachten: »Die Einwohner von der Küste von NeuHolland haben halb geschlossene Augen und können nicht in der Ferne sehen, ohne den Kopf auf den Rücken zu bringen. Dies gewöhnen sie sich wegen der vielen Mücken an, die ihnen immer in die Augen fliegen.« (Ebd.: 123f.) Auch hält er die Schilderung von Peter Kolb⁶ für wahr, die Frauen der »Hottentotten« sowie »äthiopische Weiber« würden ein Leder am Schambein vorweisen, das ihr Genital bedeckt (ebd.: 124). Kant fährt fort mit einer Ansammlung von Beobachtungen, die wild durcheinander geworfen scheinen. Dabei werden deutliche Urteile gefällt:

»Alle Bewohner der heissesten zone sind ausnehmend faul An einigen wird diese Faulheit noch etwas durch die Regierung und den Zwang gemäßiget.« (Ebd.: 125) »[...] [D]ie Faulheit bewegt sie lieber in Wäldern herumzulaufen und Noth zu leiden als zur Arbeit durch die Befehle ihrer Herren angehalten zu werden.« (Ebd.: 125f.) »Der Einwohner der zonae temperatae vornehmlichen des mitleren

6 Für eine ausführlichere Diskussion von Kolbs Reisebeschreibungen, siehe Kapitel 5.

Theiles derselben ist schöner am Körper, arbeitsamer, scherzhafter gemäßiger in seinen Leidenschaften, verständiger als eine Gattung der Menschen in der Welt. Daher haben diese Völker zu allen Zeiten die andere belehret und durch Waffen bezwungen [...]« (ebd.: 127f.).

Wie bereits an diesen Zitaten deutlich wird, beschränkt sich Kant nicht auf den menschlichen Körper, wie er durch die Natur gebildet wird, sondern nimmt moralische, ästhetische und charakterliche Zuschreibungen vor. In den beiden letzten Abschnitten dieses zweiten Teils thematisiert Kant ästhetisch-kulturelle Aspekte, die ebenfalls über den Rahmen des rein Physischen hinausgehen. Im vorletzten Abschnitt referiert er Veränderungen, die sich die Menschen selbst zufügen, beispielsweise Löcher in den Ohren, Schwärzung der Zähne, Nasenringe etc. Der letzte Abschnitt handelt vom Geschmack und der Feststellung, dass sinnliche Urteile stark variieren können. Er hält einleitend fest: »Man wird aus der Abweichung des Geschmacks der Menschen sehen daß ungemein viel bey uns auf Vorurtheilen beruhe.« (Ebd.: 131) Interessanterweise verurteilt Kant andere Geschmacksurteile nicht einfach grundsätzlich als irrig, sondern wendet diese Unterschiede zu einer Kritik am eigenen Geschmacksurteil – was vor dem Hintergrund der vorherigen deutlich abwertenden Aussagen erstaunt. Das Geschmacksurteil differenziert er in das Urteil der Augen, des Gehörs, des Geschmacks und des Geruchs. Dass sich Kant in diesen Ausführungen nicht mehr strikt am Kriterium der Hautfarbe orientiert, wird in der Diskussion der ästhetischen Urteile deutlich. So wird unter anderem referiert: Chines_en würden grosse Augen nicht mögen, sondern ein viereckiges Gesicht mit breiten Ohren, einer breiten Stirn und einer kurzen Nase als vollkommenen Menschen erachten. Ausserdem würden Chines_en die europäische Musik nicht mögen und sehr gerne Hunde verzehren. Bei den »Hottentotten« hingegen sei der Kuhmist ein Lieblingsgeruch (ebd.: 131ff.).

Damit wird deutlich, dass Kant in der Beschreibung von Menschen mit unterschiedlichen Kategorien operiert, deren Verhältnis zueinander er nicht weiter klärt. Nebst Hautfarbe, Nationalität und Fremdbeschreibungen afrikanischer Gemeinschaften (»Hottentotten« verweist auf die Khoikhoi) bringt Kant zudem die Unterscheidung in zivilisierte Völker und »Wilde« ein, deren Existenz er am Amazonasstrom vermutet (vgl. ebd.: 128).⁷ Wie gezeigt, findet sich jedoch zugleich auch durch die Anerkennung eines anderen ästhetischen Urteils ein Moment der Hinterfragung und damit Relativierung des eigenen Standpunkts – und dies interessanterweise in jenem Moment, in dem es um ein ästhetisches Urteil geht.

7 In einer Fussnote klärt der Herausgeber der *Physischen Geographie*, Werner Stark, dass sich das Wort »zivilisiert« auf den Ackerbau beziehen oder aber eine existierende oder inexistente Rechtsordnung gemeint sein kann (vgl. dazu ebd.: Anm. 162). In der Vorlesung selbst findet keine solche Begriffsklärung statt.

Der dritte Teil der *Physischen Geographie* unterliegt einer anderen Systematik, da Kant hier der Einteilung nach Kontinenten und Ländern folgt und zu jedem Land mehr oder weniger ausführliche Informationen liefert. Alles Mögliche gerät hier in gedrängter Form in den Blick: Bevölkerungsreichtum, Architektonik, Arten von Ackerbau, Schifffahrt, Schönheitsvorstellungen, Charaktereigenschaften, Ess- und Trinkgewohnheiten, Drogenkonsum und Herstellung von verschiedensten alkoholischen Getränken, Zeitmessung, Wissenschaften, Glauben und Religion, Sprache, Medizin, Rechtsvorstellungen und Sanktionssysteme, Heirat, Handelsgüter, Wetter, Gewürze oder Transportmittel.

Einige der Aspekte, die bereits im zweiten Teil erwähnt werden, finden sich auch in den Beschreibungen im dritten Teil wieder. So wird die körperliche Erscheinung von Menschen, die nun jedoch kategorisiert ist nach unterschiedlichen Ländern, erneut beschrieben (vgl. beispielsweise ebd.: 243f., 262f., 268, 273f., 275, 290, 297). In welcher Beziehung diese Beschreibungen zu den Beschreibungen im zweiten Teil stehen, klärt Kant nicht. Auffällig scheint jedoch, dass vermehrt der Blick auf das Geschlechterverhältnis und Frauen fällt. An vielerlei Stellen wird von der Stellung der Frauen in der Gesellschaft, von Sexarbeit, Moralvorstellungen bezüglich der Sexualität etc. berichtet (vgl. beispielsweise ebd.: 242f., 247f., 250, 261, 264, 277, 280, 298). Zudem findet sich auch in diesem Teil ein Beispiel, das deutlich aus der Perspektive eines Sklavenhalters berichtet (vgl. ebd.: 274), sowie andere extrem abwertende Urteile: »Die Molucker sind faul, feige hoffärtig, betrügerisch, lügenhaft, rächen sich heimtückischer Weise, halten Hurerey für keine Sünde.« (Ebd.: 270) »Die Iavaner sind gelb und von breitem Gesicht, herausstechenden hohen Kinbacken, platter Nase, diebisch, trotzig, und slavisch bald wütend, bald fürchtensam.« (Ebd.: 273f.).

Die Einteilung nach Ländern und die zum Teil stark zusammengewürfelten Informationen dazu erlauben es, einen distanzierten Blick einzunehmen und Vergleiche zwischen den Ländern und deren Bewohner_innen vorzunehmen. Zugleich verunmöglicht dieser Blick ein Verstehen von ›innen heraus‹. Die Urteile beruhen auf äusserlichen Beobachtungen, die nicht weiter in ihrem Sinnzusammenhang erfragt werden; vielmehr zeugt die Einteilung nach Ländern von einem Bemühen, einen eigenen, neuen, weltumfassenden Zusammenhang zu konstruieren. Zugleich werden eigene Norm- und Wertvorstellungen in dieser Art der Darstellung verallgemeinert.

In der *Physischen Geographie* lassen sich damit bereits viele Motive, Annahmen und Diskussionen verzeichnen, die sich in den späteren Texten – jedoch unter modifizierten Voraussetzungen – wiederfinden. Dazu zählen unter anderem die Auseinandersetzung mit der Hautfarbe, die Unterscheidung zwischen Fiktion und Realität oder der historisierende Ansatz zur Erklärung von Differenzen zwischen Menschen. Die Aussagen in der *Physischen Geographie* bleiben jedoch weitgehend frag-

mentarisch. Erst mit dem Aufsatz *Von den verschiedenen Rassen der Menschen* (1775) lässt sich ein eigener, auf Einsichten der kritischen Philosophie beruhender Ansatz ausmachen, mit dem Kant sein Wissen über Menschen systematischer ordnet.

Einige Bemerkungen zu menschlichen Unterschieden in der *Physischen Geographie* reichen auch in den ästhetischen Bereich hinein. Fragen der Ästhetik behandelt Kant jedoch in einem weiteren, vorkritischen Text ausführlicher und verbindet die zentralen ästhetischen Begriffe des Schönen und des Erhabenen sowohl mit nationalen Differenzen wie auch mit Geschlecht. Das folgende Close Reading der *Beobachtungen* zeigt auf, dass der Fokus auf folgender Assoziation liegt: Schön ist weiblich und erhaben ist männlich. Dieser Aspekt wurde von feministischen Philosoph_innen aufgegriffen und kritisiert (vgl. Jauch 1988). Doch diese Assoziation allein greift zu kurz, denn die Begrifflichkeiten sind zudem verwoben mit der Entgegensetzung von Rohheit und Unzivilisiertheit auf der einen und Zivilisiertheit und Kultiviertheit auf der anderen Seite. Die folgenden Ausführungen legen das Augenmerk weniger auf der Schilderung der Geschlechtscharakterisierung als auf das Begehren, das in die Entgegensetzung von Rohheit und Kultiviertheit verwickelt ist, womit eine queere, dekonstruktive Lesart möglich wird, in der die Begehrendynamik des Textes im Zentrum steht. In einem weiteren Abschnitt wird zudem deutlich, inwiefern Kant das Geschlechterverhältnis nutzt, um andere Nationalitäten zu charakterisieren.

2.2 Kant und das ›wilde‹ Begehren: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen⁸

Der Text *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* (1764)⁹ war zuzeiten Kants höchst populär und hat eine grosse Verbreitung erfahren (vgl. Jauch 1988). In der Auseinandersetzung mit ästhetischen Begriffen thematisiert Kant darin ausführlich das Geschlechterverhältnis. So widmet er sich dem analytischen Versuch, auf Grundlage von empirischen Beobachtungen verschiedene Gemütsarten der Menschen zu unterscheiden. Er diskutiert zunächst die Gefühle des Schönen und Erhabenen sowie auch die jeweiligen Gegenteile, das »Schrecklicherhabene«, »Läppische« und »Närrische« (Beobachtungen A: 15f.). Mit Rückgriff auf die Temperamentenlehre klassifiziert er verschiedene Gemütsarten der Menschen wie Melancholiker_, Phlegmatiker_, Sanguiniker_ und Choliker_.

Im zweiten Abschnitt des Texts kommt Kant anschliessend auf die ›Geschlechtscharaktere‹ zu sprechen – ein Begriff, der sich im zweiten Drittel des

8 Dieses Unterkapitel basiert auf einem Vortrag der Konferenz *Reframing Gender, Reframing Critique* an der Uni Basel.

9 Im Folgenden abgekürzt mit *Beobachtungen*.

18. Jahrhunderts etabliert und in der folgenden Zeit die Diskussion um Geschlecht massgeblich bestimmt (vgl. Hausen 1976). Kant benennt das Geschlechterverhältnis im Titel des Abschnittes als ein »Gegenverhältnis«, das entlang der Achse ›schön‹ und ›erhaben‹ verläuft – ein Gegenverhältnis, das auf einer heterosexuellen Matrix operiert, sich aber nicht um eine physiologische Grundlage bemüht, sondern sich ausschliesslich auf Charaktereigenschaften bezieht. Klar ist für Kant jedoch von Anfang an: Schön ist weiblich, erhaben ist männlich. Diese Charakterisierung des Ideals präzisiert er weiter: Männer sind auch schön, aber dieses Element soll in ihrem Charakter dazu dienen, ihre Erhabenheit zu stärken. Auch Frauen können erhaben sein; letztlich soll das jedoch lediglich ihre Schönheit unterstreichen. Schönheit und Erhabenheit sind somit Leitbegriffe für Weiblichkeit und Männlichkeit. Kants Präzisierung verdeutlicht, dass das Gegenverhältnis nicht als ein absolut ausschliessendes Verhältnis, das heisst als eine qualitative Differenz (vgl. Maihofer 2009: 28) gedacht ist. Stattdessen kann die jeweilige Charakterisierung als unterschiedliche Gewichtung und Ausformung gelesen werden. Zwischen den beiden Charakteren eröffnet sich im Text ein spannendes Spiel von Anziehung und Abgrenzung, wie ich im Folgenden aufzeigen werde.

Obwohl die beiden ›Geschlechtscharaktere‹ nicht als sich vollständig ausschliessend gedacht sind, werden sie in Opposition zueinander skizziert. Kant nimmt eine Charakterisierung in Bezug auf Verstand, Tugend, Aussehen wie auch Wissen vor – und je nach Geschlecht werden die Bereiche unterschiedlich gefasst: Frauen handeln nicht aufgrund von Grundsätzen, sondern meiden etwas, weil es hässlich ist. Ihr Verstand ist nicht für tiefes Nachsinnen gemacht; sie sollen schliesslich empfinden und nicht »vernünfteln« (vgl. Beobachtungen A: 51ff.). Insofern das Erhabene eine Affinität zu moralischen Grundsätzen hat und ihm Eigenschaften wie ein »tiefer Verstand« (ebd. A: 52) zugeschrieben werden, wird das Schöne und damit das Weibliche deutlich als abgewerteter Charakter erkennbar, jedoch gekoppelt an den Versuch, gegenüber der weiblichen Leserschaft höflich zu bleiben: »Ich glaube schwerlich, dass das schöne Geschlecht der Grundsätze fähig sei, und ich hoffe dadurch nicht zu beleidigen, denn diese sind auch äusserst selten beim männlichen.« (Ebd. A: 56)

Mit dem Gegenverhältnis wird aber auch thematisiert, welchen Geschmack die Männer beim Anblick des »schöne[n] Geschlecht[s]« (ebd.) beweisen. Dabei unterscheidet Kant zunächst zwischen dem »derben« und dem »feinen Geschmack« (ebd. A: 64). Der derbe Geschmack befindet sich zu nahe am »Geschlechtstriebe« (ebd.: 63). Die Feinheiten im Charakter sind »leere Tändelei« (ebd. A: 64), denn es geht nur um das Geschlecht. Zwar wird hier auf einfache und sichere Art die »Ordnung der Natur« (ebd.) befolgt, dies kann aber gerade deswegen auch leicht in Liederlichkeit ausarten: Jeder kann das entfachte Feuer befriedigen (vgl. ebd. A: 64f.). Ein feinerer Geschmack hingegen achtet auf das Äussere der Frauen. Ihre Gestalt kann moralisch oder unmoralisch sein – das Unmoralische ist hier durchaus

hübsch und wird von allen Männern gleichförmig beurteilt. Die Männer beurteilen einen moralischen Zug in ihrem Gesicht hingegen unterschiedlich, je nachdem wie es um ihr eigenes sittliches Gefühl bestellt ist.

Beim »derben Geschmack« (ebd. A 64) spielt die Individualität des Gegenübers also keine Rolle. Natur wird ohne kulturelle Überformung gedacht. Der »verfeinigte[] Geschmack« (ebd. A: 71) hingegen beschränkt die Triebe auf wenige Personen. Eine übertriebene Ausformung dieser Neigung kann nach Kant verhindern, dass die grosse »Endabsicht der Natur« (ebd.) erfüllt wird: Eine allzu distinguierte Person lässt sich selten glücklich machen. Mehr noch kann das Begehrte ein reines Produkt der Gedanken und Fantasie und damit ein Ideal sein, das die Natur ohnehin nur selten oder gar nie hervorbringt (vgl. ebd. A: 71f.). In dieser Passage blitzt eine Kulturkritik auf, insofern das allzu Distinguierte sich zu weit von der Natur entfernen kann. Andererseits wird die »grobe Neigung« (A 68) als naturgemäss, aber »unkultiviert« abgetan. Insgesamt justiert Kant hier seine Position zwischen »unkultiviertem« und »überkultiviertem« Begehren – in deren Mitte die bürgerliche Gesellschaft erkennbar wird.

In diesem gemittelten Bereich analysiert Kant das Gegenverhältnis als wechselseitige Einflussnahme: Das Frauenzimmer hat ein Gefühl für das Schöne in Bezug auf sich selbst, für das Edle in Bezug auf das männliche Geschlecht. Dasselbe gilt umgekehrt für die Männer. Kant verdeutlicht damit, dass die Zwecke der Natur den Mann noch stärker veredeln und die Frauen verschönern. So differenzieren und verstärken sich die »Geschlechtscharaktere«. Die Geschlechterdifferenz hat also eine innere Dynamik, deren in sich stützendes und erhaltendes Moment von Kant positiv herausgehoben wird. Die Abgrenzung gegen das allzu spezifizierte und unspezifizierte Begehren, die beide nicht Thema des Texts sein sollen, ist eine, die im Text dauernd vollzogen wird. Zugleich konturiert und strukturiert diese Abgrenzung den Bereich, der als das eigentliche Thema behandelt werden soll. Anders gesagt: Die bürgerliche Geschlechterordnung artikuliert sich hier durch eine permanente Abgrenzungsbewegung, indem die groben Neigungen als Nicht-Thema abgetan und ausgeschlossen werden, aber zugleich der bürgerlichen Geschlechterordnung ihre grundlegende Struktur geben: »[M]an mag nun um das Geheimnis so weit herumgehen, als man immer will, die Geschlechterneigung [liegt] doch allen den übrigen Reizen endlich zum Grunde [...]« (Ebd. A: 61f.) Und etwas später schreibt Kant: »Diese ganze Bezauberung ist im Grunde über den Geschlechtertrieb verbreitet. Die Natur verfolgt ihre grosse Absicht, und alle Feinigkeiten die sich hinzugesellen [...] entlehnen ihren Reiz doch am Ende aus eben derselben Quelle.« (Ebd. A: 64)

Die Reize, die noch so moralisch daherkommen mögen, entlehnen ihre Kraft aus dem natürlichen Begehren. Die Dynamik zwischen den Geschlechtern soll der Veredelung der Männer dienen und idealiter bestärken die Frauen diese würdevollen Eigenschaften (vgl. ebd. A: 76). Das wäre der positive, wünschenswerte und

ideale Effekt. Folgen die »Triebfedern [...] dem Winke der Natur« (ebd.), ist es richtig. Zugleich wird, wie ich bereits oben gezeigt habe, die »Geschlechterneigung« als Teil des »derben Geschmacks« ausgeschlossen und nicht als Thema der Beobachtungen aufgenommen. Damit erhält die Geschlechterneigung die Rolle, das heterosexuelle Gegenverhältnis grundsätzlich zu strukturieren und zu leiten. Insofern der grobe Trieb die natürliche Richtung angibt, erhält er zudem die Funktion der Grundlage für eine Kritik an überkultivierten Umgangsformen. Abweichungen können vor dem Hintergrund der Absicht der Natur erst als solche benannt und kritisiert werden. Zugleich bleibt dieses Begehren im Hintergrund und wird aus dem Themenbereich aktiv ausgeschlossen. Die Annahme der triebhaften Natur in Form des Geschlechtertriebs ist damit zugleich im Konzept des Gegenverhältnisses der Geschlechter eingeschlossen und ausgeschlossen. Der pure Trieb wirkt von aussen, justiert den kultivierten Trieb und bringt ihn im Idealfall auf den richtigen Pfad. Dieser ausgeschlossene Wegweiser strukturiert somit das »normale« Begehren in seiner inneren Ausgestaltung.

Kant beendet den Abschnitt mit Ausführungen zum ehelichen Leben und führt die teilweise überbordende Dynamik zwischen den »Geschlechtscharakteren« auf ein geregeltes Mass zurück:

»Indessen bringt es die weise Ordnung der Dinge so mit sich: daß alle diese Feinigkeiten und Zärtlichkeiten der Empfindung nur im Anfange ihre ganze Stärke haben, in der Folge aber durch Gemeinschaft und häusliche Angelegenheiten allmählich stumpfer werden und dann in vertrauliche Liebe ausarten, wo endlich die grosse Kunst darin besteht, noch genugsam Reste von jenen zu erhalten, damit Gleichgültigkeit und Überdruß nicht den ganzen Wert des Vergnügens aufheben, um dessentwillen es einzig und allein verlohnt hat, eine solche Verbindung einzugehen.« (Ebd. A: 81)

Die »wilde« Dynamik verliert ihre Stärke, die bürgerliche Ordnung wird durch ein Ehepaar hergestellt, das zusammen als Einheit funktioniert und das dennoch intern hierarchisch strukturiert bleibt. Der Verstand des Mannes und der Geschmack der Frau sollen diese Einheit leiten (vgl. ebd. A: 79) – eine Einheit, die wiederum zugleich den Einschluss und Ausschluss der triebhaften Natur nach sich zieht: Ein kleiner Stachel darf bleiben, die Neigung soll erhalten bleiben, doch die fundamentale Gefahr wird durch die Vereinigung gebannt.

Das »unkultivierte« Begehren hat ferner einen geografischen Ort: Kant verschränkt Annahmen über das menschliche Begehren mit eurozentrischen Vorstellungen über die Welt. Besonders deutlich zeigen das die Ausführungen zu den »Nationalcharakteren« in den *Beobachtungen*. So teilt Kant zunächst Franzos_en, Italiener_, Deutsche, Engländer_ und Spanier_ in verschiedene »Nationalcharaktere« ein: jene, die eher ein Gefühl für das Schöne haben, und jene, die eher ein Gefühl

des Erhabenen haben. Ob diese Unterschiede zufällig sind, ob sie von Zeitläufen, Regierungsarten oder dem Klima abhängen, all das interessiert ihn nicht (vgl. Fussnote in ebd. A: 80). Stattdessen fokussiert er auf Künste, Wissenschaft, Religion und Handel. Vor allem wird der Umgang der Völker mit den Frauen als Teil der ›Nationalcharaktere‹ geschildert. Die Franzos_en könnten ihren Witz, ihre Artigkeit und guten Manieren besonders gut zur Schau stellen, weshalb sie bei den Frauen besonders gut ankommen würden (vgl. ebd. A: 88f.). Die Deutschen hingegen verfahren eher methodisch in der Liebe (vgl. ebd. A: 90f.). Kant beschränkt die Charakterisierungen zunächst auf Europa, weitet sie aber im Verlauf des Texts auf andere Weltteile aus. Sie liefern für ihn jedoch kaum etwas Neues. Überhaupt gibt es ausserhalb Europas kein ›Geschlechter-Verhältnis‹ (ebd. A: 105), das dem sinnlichen Reiz so viel Moralisches hinzufügen könnte. Dass die aussereuropäischen Verhältnisse nichts Neues darstellen, wird strukturell anhand einer Analogiebildung deutlich: Die Araber_ sind die Spanier_ des Orients, die Perser_ die Franzos_en von Asien, die Japaner_ können gut als Engländer_ ihres Weltteils angesehen werden, sind sie doch genauso standhaft und tapfer (vgl. ebd. A: 100f.). Allerdings begrenzt Kant die Analogie, sobald er auf Afrika zu sprechen kommt. Die Bewohner_innen dieses Weltteils überwinden das »Läppische« (ebd. A: 102) nicht. Und im Gegensatz zu den ›Weissen‹¹⁰ ist dort noch keiner aus dem niedrigsten Pöbel hervorgestiegen – was doch »unter den Weissen« (ebd. A: 102) ab und zu geschieht. Sie sind so plauderhaft, dass sie mit Prügel auseinandergejagt werden müssen. Auch halten sie das weibliche Geschlecht in tiefster Sklaverei (vgl. ebd. A: 102f.) – was kaum erstaunlich ist, denn »so wesentlich ist der Unterschied zwischen diesen zwei Menschengeschlechtern [den ›Weissen‹ und den ›Schwarzen‹, Anm. KH], und er scheint eben so gross in Ansehung der Gemütsfähigkeiten, als der Farbe nach zu sein.« (Ebd. A: 103)

Wenn Kant das Geschlechterverhältnis als Charakterisierungselement von ›Nationalcharakteren‹ annimmt, etabliert er damit einen Zirkelschluss: Der Grad der Kultivierung bestimmt einerseits das Geschlechterverhältnis, das Geschlechterverhältnis gibt aber zugleich andererseits Auskunft über den Grad der Zivilisierung. Der im vorherigen Abschnitt beschriebene zugleich ein- und ausgeschlossene »derbe Geschmack« wird von einer weiteren Ausgrenzung begleitet. Während der Rest der Welt durchaus noch in Bezug auf Europa charakterisiert werden kann, liegt Afrika in einem Bereich jenseits des kultivierten Geschmacks – sprich: ausserhalb der Analogie. Bei nicht-weissen Menschen lässt sich kein moralisches Gefühl mehr

10 Im Folgenden wird die substantivierte Form ›Weisse‹ mit einfachen Anführungszeichen geschrieben. Bei der adjektivischen Verwendung lasse ich diese Anführungszeichen weg, da hier nur eine Eigenschaft der Person benannt wird und sprachlich die Person nicht in der Hautfarbe aufgeht. Das gleiche gilt in Bezug auf ›Schwarze‹ und schwarz.

ausmachen und eine fundamentale Kluft verhindert jeglichen Vergleich mit ›Weissen‹. Das ›unkultivierte‹ Begehren dient also im Abschnitt über das Geschlechterverhältnis durchaus noch als Orientierungspunkt. Im späteren Abschnitt findet sich dann eine markante Abgrenzung gegenüber afrikanischen Menschen. Ihre Charakterisierung legitimiert ein autoritäres Eingreifen von ›Weissen‹ und damit letztlich auch das koloniale Unterfangen.

Die Annahme, es gebe einen grundlegenden Unterschied zwischen weissen und schwarzen Menschen, lässt sich in den Aufsätzen zu den ›Menschenrassen‹ weiterverfolgen. Wie die Auseinandersetzung zwischen Kant und Georg Forster zeigen wird, dient dieser Unterschied als Legitimierung einer Klassifikation der Menschen in unterschiedliche ›Rassen‹ – eine Legitimierung, die deshalb wirken kann, weil die Annahme, dass weisse und schwarze Menschen einen Gegensatz bilden, als selbstverständlich deklariert werden konnte. Der Text *Beobachtungen* präsentiert ein Tableau, das von einem begrenzten Raum ausgeht, der durch Beschreibungen erfasst werden kann. Einzelne Elemente darin werden charakterisiert, also deren spezifische Merkmale hervorgehoben und von den anderen Elementen des Tableaus abgegrenzt. Wie ich im letzten Abschnitt argumentieren werde, lassen sich die *Beobachtungen* und die *Physische Geographie* der klassischen Episteme zuordnen, wie sie Foucault in seinem Buch *Die Ordnung der Dinge* (1971) beschrieben hat. Damit folgen beide Texte einer grundsätzlich anderen Logik als die Theorien zu den ›Menschenrassen‹, die Kant ab 1775 veröffentlicht hat. Mit Foucaults Studie kann also eine grundlegende Diskontinuität zwischen den vorkritischen Texten und den Theorien zu den ›Menschenrassen‹ erfasst werden, die weit über das kantische Werk hinausgreift. Dass jedoch die Einteilung in vorkritische und kritische Schriften mit diesem Wechsel der Episteme übereinstimmt, hängt damit zusammen, dass nach Foucault gerade Kants *Kritik der reinen Vernunft* den Umbruch von der klassischen zur modernen Episteme markiert (vgl. ebd.: 299).¹¹

2.3 Foucault und der Umbruch von der klassischen zur modernen Episteme

Foucault argumentiert in seinem Buch *Die Ordnung der Dinge* (1971), dass sich durch einen grundlegenden Wechsel der Episteme am Ende des 18. Jahrhunderts die Bereiche des Lebens, der Sprache und der Arbeit herausgebildet haben. Die folgende, etwas schematische Darstellung konzentriert sich auf den Bereich des Le-

11 Die posthume Publikation *Einführung in Kants Anthropologie* (2010) macht kenntlich, dass sich Foucault durchaus intensiver mit der kantischen Philosophie auseinandergesetzt hat – und zwar vor dem Verfassen der *Ordnung der Dinge*. Für eine ausführliche Studie zur Relevanz von Kant für Foucault siehe Hemminger (2004).

bens, der in der klassischen Episteme der Naturgeschichte entspricht. In der klassischen Episteme wird die Naturgeschichte als Tableau verstanden, in dem die unterschiedlichen Lebewesen durch Ähnlichkeiten und Unterschiede organisiert sind. Das wissenschaftliche Arbeiten besteht in der Beschreibung dieser Ähnlichkeiten und Unterschiede, wobei nach Foucault die Botanik hier eine herausragende Rolle spielt. Dieser Zugriff auf Lebewesen orientiert sich am Sichtbaren, das in ein klassifikatorisches System überführt wird, wie Foucault mit Verweis auf Carl von Linné verdeutlicht. Das Feld des Sichtbaren wird auf ein System von Variablen zurückgeführt, deren Variation erfasst wird (vgl. ebd.: 178). Die maximale Ausbreitung dieses Tableaus korreliert mit der Erdoberfläche. Innerhalb dieser Begrenzung wird versucht, die maximale Ausbreitung der Lebewesen zu erfassen. Mit dieser Sichtweise ist die These verbunden, dass es in der Natur eine durchgängige Kontinuität gibt: »Man kann es [das erkenntnistheoretische Fundament, Anm. KH] mit einem Wort definieren, indem man sagt, daß im klassischen Wissen die Kenntnis der empirischen Einzelwesen nicht anders als durch eine kontinuierliche, geordnete und allgemeine Übersicht (tableau) aller möglichen Unterschiede erworben werden kann.« (Ebd.: 188). Durch diese Annahme der Kontinuität lassen sich auch fehlende Lebewesen bestimmen, wie in der Frage nach dem Missing Link zwischen Menschen und Affen diskutiert wurde (vgl. dazu Kapitel 3.4.1).

Mit diesem Tableau verbindet sich auch eine zeitliche Dimension, die jedoch die Logik des Tableaus nicht infrage stellt, sondern als Ergänzung zur grundsätzlich synchronen Struktur verstanden wird. So ermöglicht es die zeitliche Dimension beispielsweise, fehlende Elemente in der Natur als historischen Ereignissen geschuldet zu verstehen. Der zeitliche Ablauf bleibt den Lebewesen dabei äusserlich, da er vielmehr die Welt, in der sich diese Lebewesen befinden, betrifft als die Lebewesen selbst (vgl. ebd.: 193). In der klassischen Episteme ist ein spezifisches Verhältnis zwischen Natur und Sprache zu beobachten: Die Taxinomie ist eine »fundamentale Anordnung des Wissens, das die Erkenntnis der Wesen nach der Möglichkeit ordnet, sie in einem System von Namen zu repräsentieren« (ebd.: 203). Benennung und Klassifizierung der Lebewesen folgen der Logik der Sprache, womit zwischen diesen beiden Bereichen eine grundlegende Isomorphie (vgl. ebd.: 284) angenommen wird. Die Ordnung, in die die Naturbeobachtung gebracht wird, folgt der Logik der Sprache (vgl. ebd.: 171f.) – es gibt in diesem Sinne keine eigene Logik der Natur, die der Logik der Sprache entgegenstehen würde, vielmehr sind beide deckungsgleich.

Mit dieser Charakterisierung der klassischen Episteme sind meines Erachtens die zentrale Logik, die die *Beobachtungen* strukturiert, aber auch das Vorgehen des Zusammentragens von Informationen in der *Physischen Geographie* gut erfasst. In beiden Texten ist die Beschreibung die zentrale Herangehensweise, in den *Beobachtungen* ist der Begriff des Charakters explizit leitend für die Bündelung bestimmter Merkmale, die in ihrer spezifischen Konstellation das jeweilige Objekt erfassen.

Während die klassische Episteme geprägt ist von der Isomorphie zwischen der Logik der Sprache und der Logik der Natur, entsteht in der modernen Episteme zwischen diesen beiden Bereichen eine Kluft. Die Achsen beider Bereiche lösen sich und drehen sich senkrecht zueinander (vgl. ebd.: 284). Dieser Vorgang spiegelt sich in einer Unterscheidung zwischen Schulgattung und Naturgattung wider, die Kant in seinem Aufsatz *Verschiedene Rassen* (Erstpublikation 1775) nur beiläufig vornimmt und im Aufsatz *Bestimmung* in Nominalgattung und Realgattung umbenennt (vgl. Kapitel 3.2.1). Damit markiert Kant, dass es hinter der sprachlichen Anordnung von Lebewesen eine andere, durch die Natur vorgegebene Ordnung gibt, die erforscht werden kann. Der Natur wird so ein eigener, von der Sprache losgelöster Bereich zugeordnet.

Mit dieser Etablierung des Bereichs der Natur geht einher, dass nun nicht mehr das Sichtbare die Grundlage bildet, sondern ein dahinter liegendes, inneres Prinzip angenommen wird, von dem der sichtbare Bereich lediglich der Ausdruck ist. Dieses innere Prinzip ist jenes der Organisation. Die einzelnen Merkmale werden nicht mehr arbiträr gruppiert, sondern in einen Bezug zueinander gestellt. Dadurch erhalten die Merkmale in einer Organisation eine Funktion, womit zugleich die Merkmale in eine hierarchische Ordnung gebracht werden. Verbunden damit rückt die Reproduktion der Lebewesen in den Fokus. Jene Merkmale, die durch ihren Beitrag zur Reproduktion bestimmt werden, werden für die gesamte Disposition der Einzelwesen bestimmend. In diesem Kontext wird der Begriff des Lebens unerlässlich, was sich auch darin äussert, dass in der Folge das Organische radikal vom Anorganischen getrennt wird (vgl. ebd.: 280ff.).

Die folgenden Kapitel zum Begriff der ›Rasse‹ und zur teleologischen Urteils-kraft werden aufzeigen, dass diese Charakterisierung der modernen Episteme durchaus auf Kant zutreffen. Das Verständnis von Lebewesen als organisierte Wesen konkretisiert sich in der *Kritik der Urteilskraft*. Allerdings nimmt Kant eine etwas spezielle Position ein, da er einen spezifisch kritischen Zugang zur Naturbetrachtung ausformuliert. Dennoch lässt sich nachweisen, dass der Begriff der ›Menschenrasse‹ sowie das Othering in der Geschichtsphilosophie und in der Ästhetik sich in dieser modernen Episteme artikulieren.